

Briefe Peter Gasts aus Basel 1876

Autor(en): **Pfeiffer, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **9 (1941-1942)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Briefe Peter Gasts aus Basel 1876

Von Albert Pfeiffer

Als Peter Gast (Heinrich Köselitz) in den Jahren 1872—74 am Leipziger Konservatorium Kontrapunkt und Komposition studierte, ward er durch seinen Freund Heinrich Widemann auf Nietzsches „Geburt der Tragödie“ hingewiesen. Das Buch versetzte beide Jünglinge in höchstes Entzücken, so dass sie im Oktober 1875 beschlossen, sich nach Basel zu begeben, um die Vorlesungen Nietzsches zu hören, der seit 1869 an der dortigen Universität lehrte.

Hier trat Peter Gast bald in engsten Verkehr zu seinem um zehn Jahre älteren Lehrer, der bald die Fähigkeiten seines Hörers und Schülers erkannte. Nietzsche wusste den jüngeren Freund immer stärker an sich zu fesseln, indem er ihn als Sekretär, Vorleser und Bearbeiter seiner Handschriften und Korrekturbogen verwendete und ihn überhaupt zum Helfer in allen Dingen des Lebens heranzog. Im Rückblicke auf sein Leben und die Entstehung seiner Werke würdigt Nietzsche die Verdienste Gasts mit den folgenden Worten: „Menschliches, Allzumenschliches“, dies Denkmal einer rigorosen Selbstzucht, mit dem ich bei mir allem eingeschleppten „höheren Schwindel“, „Idealismus“, „schönen Gefühlen“ und anderen Weiblichkeiten ein jähes Ende bereitete, wurde in allen Hauptsachen in Sorrent niedergeschrieben; es bekam seinen Schluss, seine endgültige Form in einem Basler Winter unter ungleich ungünstigeren Verhältnissen als denen in Sorrent. Im Grunde hat Peter Gast, damals an der Basler Universität studierend und mir sehr zugetan, das Buch auf dem Gewissen. Ich diktierte, den Kopf verbunden und schmerzhaft; er schrieb ab; er korrigierte auch, — er war im Grunde der eigentliche Schriftsteller, während ich bloss der Autor war.“

Wie sich das 13 Jahre lang, bis zum Zusammenbruch Nietzsches währende, Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis allmählich entwickelte, geht am schönsten aus dem Briefwechsel zwischen Nietzsche und Peter Gast hervor. Freier und unbefangener gibt sich Gast allerdings auch in den Briefen an Heinrich

Widemann, aus denen ich im Folgenden eine Anzahl bezeichnender Stellen veröffentliche. Wie Nietzsche über dieses Verhältnis dachte, geht aus seinem Briefe vom November 1883 aus Genua an seine Schwester hervor: „Stein ist zu jung noch für mich, den würde ich verderben. Gast hätte ich beinahe verderben, — ich habe tausend Rücksichten gegen ihn nötig“. Peter Gasts Freundschaft endet mit Nietzsches Tod aber nicht. Ihr verdankt das Weimarer Nietzsche-Archiv schon ein Jahrzehnt vor dessen Tode seine Entstehung. Unter Nietzsches Freunden, Richard Wagner, Franz Overbeck, Erwin Rohde, Lou Salomé, Cosima Wagner, Malwida von Meysenbug, war Peter Gast wohl sein treuester. Wenn aber auch strenge Kritik Peter Gast als den ungeeignetsten Jünger Nietzsches bezeichnet hat, so war ihm die Anerkennung Nietzsches selber doch sicher, wenn dieser im „Ecce homo“ in schwärmerischer Weise erklärt, dass er die Musik seines Venediger maestro Pietro Gasti nicht missen wollte.

Heinrich Köselitz und Heinrich Widemann trafen 1875 in Basel ein und wurden mit Nietzsche bekannt. Peter Gasts engere Beziehungen zu Nietzsche begannen nach seinen eigenen Worten jedoch erst in dem Augenblicke, da dieser ihm mitteilte, er gebe von ihm eine angefangene, aber liegengeblieben unzeitgemässe Betrachtung über Richard Wagner im Manuskript, das er, wie Peter Gast in seinem Briefe vom 16. April 1876 an Widemann erzählt, für Nietzsche abzuschreiben sich anbot. Aus dieser ersten Basler Zeit gebe ich Einiges aus folgenden an Widemann gerichteten Briefen.

An Paul Heinrich Widemann. Basel, 6. März 1876.

Seitdem Du Basel verlassen hast, haben wir zeitweilig prächtiges Wetter gehabt. So am gestrigen Sonntag. Nach dem Mittagstisch ging ich in den Kreuzgang, wandelte da auf und ab und von ohngefähr schweifte mein Blick hinüber nach der Chrischonaer Bergkapelle. Was lag da näher, als dass ihr freundliches Winken mir bald den Entschluss zu einer Wanderung dahin entlockte? Ich ging also dort hinauf und berauschte mich an der entzückenden Aussicht, die über alle Maassen herrlich war: wieder jenes dunkle Blau des Jura, zu dessen Verstärkung

vom Westen herüberziehende Wolken beitrugen, und dahinter die Alpenkette mit frischem Schnee bedeckt, in blendendem Glanze.

Seit heute Morgen (Montag) wüthet hier der Carneval — weniger in lustiger Weise, denn Basel ist durchaus nicht der Boden für derartige Entfesselungen, wie z. B. Leipzig, in dessen Carneval die erwachsene Jugend doch einiges Leben bringt; als vielmehr in barbarischer und brutaler Weise, deren Ausdruck das unaufhörliche Trommeln ist. Du machst Dir keinen Begriff von diesem Heidenspektakel: Seit früh um 7 Uhr trommelt die halbe baseler Jugend mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre, oder als gälte es, die Mauern von Jericho einzuschmeissen. Man möchte toll, rasend werden, — s'ist zum Davonlaufen! und alle dgl. Ausrufe und Verwünschungen sind mir heut schon tausendmal über die Lippen gegangen. Overbeck ist bereits am Samstag nach Zürich gereist, um jenen rauhen und rohen Tönen, denen wohl Nichts an Aufdringlichkeit gleichkommt, zu entraten. Nietzsche verlässt morgen (Dienstag) Basel und geht mit seinem Freunde v. Gersdorff, welcher auf heute Abend erwartet wird, nach Genf. Ich war diesen Vormittag bei ihm, um ihm wohlthuenden Erfolg seines Aufenthaltes am See und eine frohe Rückkehr zur freudigen Tätigkeit zu wünschen. —

Es ging ihm nicht besser: immer noch jene bedächtigen Bewegungen, die an Gebrechlichkeit des Körpers gemahnen, jene schwankende Stimme und jenes eigentümliche Anhauchen des Atems. Zuerst frug er mich, ob Du mir schon geschrieben hättest; dann erzählte er mir, dass v. Gersdorff heute kommen wolle, und wer dieser sei. Beide, Nietzsche und v. Gersdorff kannten sich von Schulpforta her, welches sie als Schüler zu gleicher Zeit besucht hatten. v. G. ist von Haus aus Jurist. Er hatte zwei ältere Brüder, deren einer in Folge seines Siechtums seit dem 66er Kriege, und der andere in Folge der Strapazen im 70er Kriege verstarb. Der letztere dieser Brüder hatte, als ältester Sohn, die Güter seines Vaters überkommen, war also Landwirt; nach dem Tode beider blieb nun dem Freunde Nietzsches Nichts übrig, als die Juristerei an den Nagel zu hängen und Oekonomie zu studieren, um hernach die väterlichen Erbgüter selbst verwalten zu können. In dieser Ab-

sicht bildet er sich jetzt an der landwirtschaftlichen Akademie zu Hochheim aus, von wo er also heute nach Basel kommen wird, um seinem Freunde Gefährte zu leisten. Dann sagte Nietzsche von ihm: Unter seiner Obhut kann man ruhig sein; ich bin da aufgehoben wie bei einer Hausmutter. Er ist ein ganz vorzüglicher Mensch und Sie werden ihn noch kennen lernen und sein Freund werden; wenigstens habe ich es an all meinen bisherigen Freunden beobachtet, dass auch sie untereinander harmonierten und Freunde wurden." — Hierauf äusserte ich: „Sie werden nächstes Semester nicht lesen!?" — in dem Ton, der eine verneinende Antwort erwartet. „O doch!, versetzte er, ich gehe mit dem ernstesten Willen nach Genf, mich für die Sommer-Vorlesungen zu kräftigen." Ich gab ihm dann mein Bedauern zu erkennen, wie viele Zeit und Mühe er mit Collegien verschwenden müsse, und zwar an ein Auditorium, das es nicht wert sei, — während draussen die Welt auf ihn warte. Ich riet ihm auch nochmals, die Vorlesungen für diesen Sommer lieber aufzugeben; denn von so unsäglichem Wert mir auch jede Lehre aus seinem Munde sei, so wäre es doch eigennützig von mir, mich dieses Genusses zu freuen, während das im Lande zerstreute Publikum, an das er sich wendet, neuer Werke von ihm harre. Denn so sei das literarische Publikum: Wenn Einer sich ihm einmal als Künstler oder Schriftsteller gezeigt habe, so warte es auch immer auf Neues von ihm. „Ja" meinte er, „so sind sie; da möchte die Welt wissen, an welchem Werke Einer jetzt arbeitet und stellt Anforderungen, die recht von ihrer Unersättlichkeit zeugen; sie will stäts viel. Darauf ist aber natürlich nicht zu hören. Wenn Sie die Geschichte verfolgen, so werden Sie finden, dass sich der Name, der Ruhm eines Mannes nicht auf die grössere oder geringere Anzahl seiner Werke gründet, sondern fast durchweg nur auf wenige Werke aus dieser Reihe und die übrigen sind Nachzügler, die zur Erhöhung des Rufes des Schöpfers jener Ausschlag gebenden Werke Nichts beigetragen haben." Er erinnerte dabei an die verwandten Aeusserungen Schopenhauers. „Reh hat seine psychologischen Beobachtungen" als aus dem Nachlasse eines Verstorbenen stammend herausgegeben und, indem er dies tat, sicherlich an jene Unersättlichkeit gedacht; hätte er, der durchaus nicht an

Vielschreiben denkt, seinen Namen aufs Titelblatt gesetzt, so würde man bald fragen: warum schweigt er? was tut er jetzt? u. s. f. — während doch alle Autoren in der Moral, deren Stärke ausser in der feinen Beobachtung, in der Prägnanz des Stiles lag, wenig geschrieben haben, wir brauchen nur an Pascal, Rochefoucault, Vauvenargues u. A. zu denken.“ Mir klang nun diese ganze Entgegnung, in welcher ich ihn nicht unterbrechen wollte, wie eine Corrigierung meines vorher getanen Ausspruchs, weshalb ich es für nötig hielt, zu erwidern: „Wenn ich sagte, wie das Publikum sei, so sollte damit nicht etwa ausgesprochen sein, dass diese Art oder Unart meine Zustimmung hat. — Nachher kam er wieder auf seine Vorlesungen und bat mich, ihm während des Sommers dabei behülflich zu sein: wenn er nicht zu lesen im Stande sei, möchte ich ihm die Collegienhefte daheim vorlesen; was ich begreiflicher Weise mit vielem Vergnügen zu tun versprach. — Dann erkundigte ich mich, ob ihn wohl dieses heillose Getrommel in seinem Zimmer belästige. „Hier geht es noch, — meinte er, — dies Fenster führt nach Gärten hinaus. Aber in meiner früheren Wohnung konnte ich es an diesen Tagen nicht aushalten. Die erste Fastnacht, die ich hier erlebte, wird mir unvergesslich sein. Ich setze mich früh an den Schreibtisch, vernehme aus der Ferne Trommeln, aber nach und nach häuft sich dieser Lärm so sehr, dass ich einpacke, den Hut in die Hand nehme und zum Bahnhof eile. Glücklicher Weise erhasche ich noch den Zug, der eben im Begriff stand, abzufahren. Ich wurde nun in eine Gegend versetzt, die das gerade Gegenteil unserer Stadt bildete. Ich befand mich in Luzern, eine feierliche Stimme breitete sich über die ganze Landschaft aus; die Nebel zogen an den Bergen hin und der Boden war weich. Diese ernste, schweigende Gebirgsgegend schwebte mir vor der Stirn, als ich, in der 3. Betrachtg., unsere Zeit mit einem solchen Wintertag verglich (Seite 39). — Wie ich hernach vernahm, hatte sich bald nach meinem Fortgehen die Fluchtmanie auch Overbecks und der anderen bemächtigt. — Ein ander Mal brachte ich diese Tage im Canton Schwyz zu. Da feierten die Gersauer ihr Volksfest. Gersau war bis 1801 der kleinste Staat der Welt, mit eigener Verfassung und eigenem Fürsten: in jenem Jahre aber wurde es dem Canton Schwyz einverleibt. Dieses

Fest nun, welches ich mit angesehen habe, besteht in der Auf-
führung der Fürstengeschichte dieses Ländchens, also ähnlich
wie bei den Griechen, in deren Kulte die Tempel-Legenden
alljährlich am Stiftungstage wirklich dargestellt wurden. Auch
von diesem Erlebnisse bewahrt mein Gedächtnis einen ange-
nehmen Eindruck." — — —

Hierauf fingen wir von „Tristan und Isolde“ zu sprechen an;
ich frug ihn u. a., ob er den Schnorr gehört habe, was er
verneinte; dann müsse er aber eine ganz vorzügliche Auffüh-
rung der Wagnerischen Tragödie erlebt haben, dies hätten Du
und ich sogleich beim Lesen der „Geburt der Tragödie“ an-
genommen. „Nein, auch das nicht; ich kannte „Tristan und
Isolde“ bis zum Sommer 72 nur im dürftigen Klavierauszug.
v. Bülow, der das Selbe, wie Sie, voraussetzte, und sich
gleichfalls darob verwunderte, als ich ihm das Alibi sagen
musste, lud mich darauf in jenem Sommer zu einem Tristan-
Abend, an welchem er selbst dirigierte, telegraphisch nach
München ein. Dieser Genuss ist zugleich mein letzter drama-
tischer; jetzt schreiben wir 76, es sind also fast 4 Jahre, dass
ich zurückgezogen von aller Berührung mit dem Theater lebe;
es ist auch mit allerlei Schwierigkeiten verknüpft, so mitten
im Semester nach München oder Karlsruhe zu fahren.“ Wir
ergingen uns weiter über Tristan, ich erzählte ihm noch Einiges
über die Weimarer Aufführung, und er bestürmte mich nun
mit dem Anerbieten, dass er mir, wenn ich gewillt sei, die
Partitur des „Tristan“ oder der „Meistersinger“ von ihm zu
haben, er sie mir aufs Bereitwilligste mitgeben wolle. Ich pries
seine überschwängliche Güte und nahm, da er die Bände einst-
weilen hereingeholt hatte, unter mancherlei höflichen Umschwei-
fen den überaus wohlwollenden Antrag an. Da lagen sie nun,
in roten Saffian gebunden, mit den grossen goldenen Titeln.
Ich erlaubte mir, die Tristan-Partitur zu wählen. „Aber nehmen
Sie sie ja in Acht, — wie Sie sehen, sind dies Geschenke Wag-
ners; es ruht also die ganze Weihe ihres Schöpfers auf die-
sen Folianten.“ Ich versprach natürlich die äusserste Behut-
samkeit und dankte ihm von ganzem Herzen; denn hier hat
er mir wahrhaftig einen unermesslichen Dienst erwiesen, da mir
am Kennenlernen gerade des Tristan, seiner musikalischen und
besonders orchestralen Seite nach, ausserordentlich viel gele-

gen ist. Wir sprachen noch über orchestrale Kunst; er verweilte mit sichtlichem Behagen bei dem Gedanken an das In-Partitur-Setzen einer musikalischen Komposition: „Es muss ein herrliches sein, so, wie der Maler, mit der Palette vor dem Gemälde zu stehen und die mannichfaltigen Farben zu wählen und aufzutragen“. — Da klopfte es von draussen und ein elender Schnupp-Hase von Student wurde sichtbar, sodass ich unter nochmaligen Wünschen und Danksagungen mich entfernte.

Ich bin, der Kürze der Zeit halber, etwas weitschweifig gewesen, was Du entschuldigst. — Eines schönen Schauspieles hab ich noch zu gedenken; am Sonntag Abend, als der Vorfeier des Carnevals, sah man die Fastnachtsfeuer rings um die Stadt vom Isteiner Klotz bis tief in das Birsthal flammen. Das gereicht der schweizerischen Polizei noch zum Lobe, dass sie diese Ueberreste altgermanischer Sitte dem Volke nicht zu verleiden sucht. Bei uns wird das Leben immer fahler und kahler, kalt und ohne Schmuck, — man darf nicht daran denken: es schnürt Einem die Kehle zu. — —

An Paul Heinrich Wiedemann. Basel, 16. April 1876.

(Altbackener Brief)

Ich fange heute an, ins Blaue hinein Einiges aufzuschreiben, des gewiss Deinem Sinn und Herzen zusagt, nämlich einzelne Bruchstücke aus den Plaudereien und Begegnungen mit Nietzsche und Overbeck. Wie pocht mir doch gleich das Herz höher, wenn ich diese lieben Namen ausspreche!, wie belebt mich doch gleich der Gedanke an diese Männer! Dir, in der Abgeschiedenheit von ihnen, liegt dieses Gefühl noch viel näher, da Dir auf jeden Fall die richtige Schätzung der genossenen Gunst erst in der Ferne möglich geworden ist — auch eine so zweideutige Seite an unserer Anlage zum Genuss des Besten! — Aber ohne weiteren Umweg ins Audienzzimmer selber!

Nietzsche ist am Mittwoch vor Gründonnerstag aus Genf zurückgekehrt; von der Sonne gebräunt, und, dem Anschein nach, recht ansehnlich gekräftigt. Die letzten Wochen hat er prächtiges Frühlingswetter gehabt und ihr in Deutschland wohl desgleichen? Er hatte mir nun Manches aus dieser Erholungszeit zu erzählen. Der Kapellmeister des dortigen Orchesters, v. Sän-

ger, hatte ihn schon vor längerer Zeit eingeladen, doch auf einige Wochen zu ihm zu kommen. In ihm schätzt er einen feingebildeten und begabten Menschen, der auch mit den Bayreuthern befreundet ist und Nietzschen selber hoch verehrt. Sie hätten einander manches Schöne mitzuteilen gehabt, „und“, meinte Nietzsche, „jetzt habe ich doch Einen in der Schweiz, von dem ich sagen kann, ich darf ihn besuchen. Das ewige Abgeschlossensein von aller Welt taugt nicht viel, man wird leicht misstrauisch gegen seine eigene Kraft; ich werde mich einmal losreissen, und mich mehr dem freundschaftlichen Verkehr mit solchen Menschen hingeben“. Das Manuskript seiner 4ten Betrachtung hat er Sängern mitgeteilt und noch dort gelassen; mit Bedauern vernahm ich, dass er von der Herausgebung absehe; wenn es zurückkomme, wolle er mirs einmal zeigen und da ich ihm meine Bereitwilligkeit zum Diktieren oder dgl. kund getan hatte, so fasste er schnell den Entschluss, durch mich die Handschrift der Betrachtung, teils Reinschrift, teils Konzept, für Richard Wagner als Geburtstagsgeschenk abschreiben zu lassen. Darüber später einmal mehr.

„Nun wollen wir aber recht oft beisammen sein“, sagte er, „und es nicht wie diesen Winter machen, wo ich wirklich bis auf meine letzten Kräfte reduziert war. Kommen Sie zu mir, so oft und wann Sie wollen. Ich lese diesen Sommer nichts Neues; im vorigen Semester aber hatte ich zu viel für den Winter bestimmt und konnte die Masse beim besten Willen nicht bewältigen“. — Dann zeigte er Einiges von seiner Komposition. Den Hymnus auf die Freundschaft in einer Anzahl Bearbeitungen: erst vierhändig, viel grösser angelegt, als in der Handschrift Overbecks; ursprünglich ist er für Orchester und Chor gedacht, — die Dichtung — in ganz erhabener Stimmung gehalten, las er mir vor; die kürzeste Fassung hat das Overbeckische Manuskript. Ferner zeigte er mir eine Phantasie für Klavier: „Meditation über Byrons Manfred“, über welche, ihrer Grauenhaftigkeit wegen, v. Bülow geäussert habe: Das sei eine Notzucht an der Euterpe! Endlich ein Klavierstück für 4 Hände, welches zur Hochzeit eines gewissen H. Monod von N.'n komponiert worden ist. Das ist gar zu lustig! Statt Primo und Secondo steht über jeder entsprechenden Seite: Madame Monod und Monsieur Monod, die ein musikalisches Zwiegespräch füh-

ren. Monod ist ein Franzose und seine Frau gleicher Nationalität; sie ist aber durchaus konfessionslos erzogen worden, hat keine Taufe erhalten, überhaupt nie etwas mit der Kirche zu tun gehabt, daher auch die Trauung durch Pfaffentatzen unentweiht geblieben. Die erwähnte Komposition nun schliesst trotz ihres sonst heiteren Charakters, mit einem sehr breiten, feierlichen Gesang. Wagner habe dazu gesagt: „Nietzsche solle es nur gestehen: mit diesem Stück habe er den Leuten noch eine kirchliche Trauung aufzwingen wollen, hier sehe man deutlich den Bischof.“ Er gab mir alle diese Noten mit nach Haus. —

Als ich Nietzschen noch zu erkennen gab, dass, weil Overbeck Befürchtungen über seinen zu erwartenden Gesundheitszustand, fürs kommende Semester ausgesprochen hätte, auch ich in dieser Meinung sei und es daher wünschenswert fände, dass er sich seine Amtsgeschäfte so leicht, wie möglich, mache und sich auf Bayreuth los stärke, da ja Niemand, als er unter uns Deutschen würdiger sei, dahin zu gehen, — antwortete er: „Lieber Freund, hier gibt es keine Stufen der Würdigkeit, — hier giebt es nur Gnade.“ Wir schwiegen darauf. — Eine Masse Briefe Wagners gab er mir zu lesen, die mich aufs Höchste erquickten; um nur eine Probe der herzigen Naivetät zu geben, die in ihnen waltet, will ich des Briefes gedenken, den Wagner nach, vielmehr während der Lesung der Geburt der Tragödie schrieb. Wagner ist ganz erregt; er und seine Frau lesen in einem Exemplar, und sind so entbrannt vor Begeisterung, dass sie sich nicht anders zu helfen wissen, als über die Rangordnung ihrer Freunde zu streiten. Erst käme seine Frau, dann Nietzsche, dann aber der Maler Lenbach noch lange nicht, der Wagners meiste Porträts gemalt hat und nach Wagners Meinung derjenige sei, welcher ihn am treuesten darstellen könne. In Tribschen hat er viel mit Wagners verkehrt. — Und so geht es fort. Aus Allem spricht ein Ringen mit den Worten, und sein Leidwesen, dass mit ihnen wenig auszurichten sei: ein Mensch, der sich vollständig in Musik auflösen möchte. — Ich sehe aber, dass ich hier ganz miserabel geschilbert habe, daher ich aus Unvermögen abbreche. —

In einer Buchhandlung der freien Strasse sah ich eine grosse Photographie ausgestellt: Walküre von Hans Makat. Das Bild

nahm mich so gefangen, dass ichs haben musste. Nun erzählte ich Nietzsche davon: wie dieses Heldenmädchen dastehe, die Lanze krampfhaft in Händen, wie die gesamte Erscheinung heroisch sei und doch das Haupt so merkwürdig mit dem übrigen kontrastiere. Die niedergeschlagenen Augen und der höchst charakteristische Ausdruck des zarten, nervigen Gesichts deuteten darauf hin, dass auf Augenblicke das seelische Leben aus dem Antlitz gewichen sei und, wie eine Brandung tief im Meer, die Leidenschaft unter dem Wasserspiegel wüte; kurz, man sehe, ein Groll werde unterdrückt, doch jeden Moment könne der Schlag erfolgen und die Gestalt stürmisch zum Angriff aufspringen. — Nietzsche kam gegen Abend des selbigen Tages noch zu mir und verlangte das Bild zu sehen. Auch auf ihn machte es einen bedeutenden Eindruck. Was ich ihm gesagt hatte, fand er mehr als bestätigt und weil er ebenfalls ganz bestrickt war, rief ich: „Ich darf es Ihnen verehren!“ Dagegen sträubte er sich zwar, aber im Hin und Her des Anbietens und Ablehnens, erfasste ich seine Hand und belebte ihn zum entscheidenden Einverständnis. Wie ersichtlich, bereitete ich ihm damit eine grosse Freude, und er erzählte mir darauf Manches von und über Makart. Neuerdings erst habe v. Gersdorff ihm geschrieben, er trage Verlangen, die Abundahtia wieder einmal zu sehen. Dann charakterisierte Nietzsche Makarts Eigentümlichkeit mit grosser Feinheit: dieses werde ich jedoch kaum wiederzugeben vermögen, — versuchen will ichs aber doch. „Makart“, sagte er, „ist besonders in einer Art Darstellung gross: in der üppigen Pracht und Fülle der Natur, — aber jener Fülle, bei der Alles gar zu süss und überfliessend ist, jenem prangendem Reichtum, der nicht mehr erfreut, sondern über sättigt und dessen Anblick uns traurig stimmt. Es sind die Herrlichkeiten des Hochsommers, die, ordentlich überreif, am nächsten Tag zu verwelken drohen — und das zu sehen, macht schwer mütig. Dies soll nun kein ablehnendes Urteil sein; es ist einmal seine Eigenart, worin er keinen Rivalen hat, weshalb er sie mit Recht kultiviert.“ — Nachher erzählte er, dass, als Wagner, vor zwei Jahren wohl, in Wien gewesen, Makart ihn mit seiner Frau zu einer Soirée eingeladen habe. Frau Wagner hätte nicht genug die prunkende Eleganz seines Ateliers und Salons rühmen können. Ferner sei die ganze Wiener Ari-

stokratie zugegen gewesen und zwar habe die Damenwelt auf Makarts Befehl (dem gern Gehör geschenkt werde) in altdeutscher, der sogen. Gretchen-Tracht erscheinen müssen. Das Alles habe sich in diesen Räumen überraschend und höchst anmutig ausgenommen. Zu bezweifeln sei nicht, dass Makart unter allen Malern der Welt das kostbarste und schönste Atelier besitze, dessen Anblick durch die phantastischen Gemälde des Meisters noch unendlich entzückender werde. — — —

Erfreulich ist die Nachricht, vom Erscheinen des Rohdeschen Buches über den griech. Roman, ein ganz stattlicher Band, Nietzsche zeigte mir ihn in diesen Tagen.

Gestern früh, am Himmelfahrtstage, kam Nietzsche zu mir gesprungen und blieb, obgleich ich im allertiefsten Negligée war, lange bei mir: er hatte eine längere Antwort von Wagner auf das Geburtstagsschreiben. Wagner wundert sich selber, dass er es auf eine so lange Epistel gebracht habe, er schreibe jetzt nur noch Telegramme.

Ich muss aber schliessen. Mit Kollegien hab ich mich etwas überladen und, weiss der Teufel, ich bin oft recht angegriffen. Aber dass Du Burckhardt nicht gehört hast, beweine. Dieser Persönlichkeit muss ich einmal einen ganzen Brief widmen. Einen solchen Menschen giebt's in Deutschland nicht, noch weniger einen solchen Kopf."